



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kosch, Wilhelm: Das literarische Leben der Deutschen in und aus Böhmen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Das literarische Leben der Deutschen in und aus Böhmen

Von Prof. Dr. Wilhelm Kosch=Czernowitz



Böhmen ist ein wunderliches Land. Seit Jahrhunderten von den mannigfachsten, sich gegenseitig oft bis aufs Blut bekämpfenden Rassen, Nationen und Bekenntnissen bevölkert, kann es auch heute nicht zur Ruhe kommen. Mehr als dreiundeinhalb Millionen sind Tschechen, mehr als zweiundeinhalb Millionen Deutsche. Der jüdische Volksstamm, überwiegend in den Städten, wie Prag und Pilsen, von alters her ansässig, ist früher stets mit den Deutschen gegangen. Erst in letzter Zeit, seitdem die Tschechen Herren im Lande sind, macht sich ein Abdrücken der Juden ins tschechische Lager bemerkbar. Ihre Intelligenz aber spricht, denkt und fühlt in der Mehrzahl immer noch deutsch. Die in der Prager „Lesehalle“ organisierten deutschen Juden können es mit den Zionisten reichlich aufnehmen. Aber auch die christlichen Deutschen bilden keine Einheit. Eine Strecke nördlich von Eger beginnt das geschlossene ostmitteldeutsche Sprachgebiet, während südlich an den Rändern des Landes, vorwiegend im Böhmerwald, alles bereits dem bayerischen Stamm gehört. Auch konfessionelle Unterschiede machen sich bemerkbar. Die Gegend um Asch ist protestantisch, Wernsdorf bildet eine Hochburg der Altkatholiken, während die übrigen deutschböhmisches Gebiete kirchlich vom Erzbistum Prag und vom Bistum Budweis abhängen. Politisch sind die Wahlkreise fast ausschließlich entweder deutschnational oder sozialdemokratisch vertreten. Die clerikale Partei hat wenig Anhänger im Lande.

Diese eigenartigen Verhältnisse und ihre Entwicklung — der ausgesprochene Kampf zwischen Deutschen und Tschechen, der im Zeitalter der Aufklärung eingeschlummert war, tobt eigentlich erst seit 1848 wieder in hellen Flammen — finden ihr getreues Spiegelbild in der Literatur Böhmens. Fassen wir an dieser Stelle nur die deutschböhmisches der Gegenwart ein wenig ins Auge! In ihrer Gesamtheit ist sie reich genug, ein starkes Kapitel der deutschen Literaturgeschichte überhaupt zu bilden. Ihr großer Klassiker heißt Adalbert Stifter.

Zu Stifters Zeiten war es schwer, die böhmischen Schriftsteller nach ihrer Nationalität zu unterscheiden. Viele Tschechen schrieben damals noch deutsch. Und unter den bodenständigen deutschen Dichtern gab es umgekehrt viele, die sich von einer Vermischung aller das Land bewohnenden Völker das Heil der

Zukunft versprochen und für böhmischen Patriotismus, für die altböhmische Vorzeit, für Libuša und Blasta schwärmten. Sogar Brentano, der gleich Kleist und anderen Romantikern eine Zeitlang in Böhmen Aufenthalt genommen hatte, schrieb eine „Gründung Prags“, ausgehend von der slawischen Mythologie. Alfred Meißner verherrlichte „Bista“. Über die (deutsche oder tschechische) Abkunft Herloßsohns, Uffo Horns u. a. gehen die Meinungen heute noch auseinander. Entschieden sehr beachtenswert ist die Teilnahme der Juden am deutschböhmischen Geistesleben des vorigen Jahrhunderts. In der Literatur ragen Moriz Hartmann und L. A. Frankl hervor. Sonst trat außer Prag nur noch der Böhmerwald literarisch bedeutsam in Erscheinung. Denn neben Stifter haben sich auch die Böhmerwäldler Mesmer und Rant einen Namen erworben.

In der jüngsten deutschböhmischen Literatur machen sich zunächst zwei Strömungen bemerkbar. Der Prager Kreis, der vorwiegend aus Schriftstellern jüdischer Abkunft zusammengesetzt ist, vertritt wesentlich die modernsten Tendenzen der Kultur, die freisinnigsten der Politik, gewissermaßen im Anschluß an die Zeit um 1848. Mehr oder minder konservativ dagegen, von der Heimatscholle abhängig, urwüchsig, wenn auch ab und zu ungelent, überzeugt deutschböhmisch sind die aus der Provinz stammenden Literaten. Manche haben sich im Auslande eine neue Heimstatt errichtet. Allen aber schaut der fernige Deutschböhme aus den Augen, begegnet man ihnen auch auf der Wiener Ringstraße oder Unter den Linden in Berlin. Blut ist nicht Wasser. Und den deutschböhmischen Typus kann niemand loswerden, der ihn einmal empfangen hat. Beginnen wir mit Prag!

Der jugendliche Nestor der Prager Dichter ist Friedrich Adler. Eine durchaus lyrische Ader eignet ihm. In seinen „Gedichten“, „Neuen Gedichten“ und „Vom goldenen Krage“ (1893 bis 1907 bei Fontane in Berlin, C. S. Meyer in Leipzig und bei Bellmann in Prag) steckt der Kern seines ganzen dichterischen Wesens. Ein gutmütiger Spötter und ehrlicher Idealist spricht aus ihnen, ein gewandter, an romanischen Mustern geschulter Formkünstler ringt hier um den höchsten Kranz. Adlers Übersetzungen und freie Bearbeitungen des Tschechen Jaroslav Brchlicky, des Italieners Fusinato, der Spanier Friarte und Molina zeigen seine virtuose Begabung in hellem Licht. Bedeutsam sind alle seine dramatischen Versuche. Calderons Einfluß macht sich in ihnen deutlich bemerkbar. Mehr oder minder auf das Gebiet der Lyrik beschränkt zeigen sich Hugo Salus und Emil Faktor. Beide lieben den klassischen Faltenwurf, die klassische Pose. Ihre Verse fließen tadellos dahin. Selbst in der Novelle verrät Salus seinen lyrischen Ursprung, der ihn für das Märchen begabt. Im „Chefrühling“ (bei Eugen Diederichs in Jena), dem Hohenlied des friedlichen Herdglücks, begrüßen wir nicht nur den erfolgreichen Dichter, sondern auch den herzensguten Menschen, in beiden Eigenschaften von Wilhelm Raabe hochgeschätzt. Auch ihm sitzt der Schalk im Nacken, so wenn er nach Art der italienischen Renaissancehumoristen den Rosenkranz des hl. Antonius zum Gegenstand einer harmlos-pikanten Szene

macht oder den Lieblingsdichter Goethe zum Nebenbuhler in der jungen Ehe. Soeben hat Salus (bei A. Langen in München, eine Sammlung seiner Lyrik seit 1908 unter dem Titel „Glockenklang“ herausgegeben, ein frisches, tapferes, lebensvolles Buch, im Schatten Goethes und E. F. Meyers erwachsen.

Oskar Wiener wieder verfügt über den köstlichsten Plauderton in Prosa. Sein letztes reifes Werk „So endete das schöne Fest“ (1911 bei Juncker in Charlottenburg) führt uns mitten in die Schönheitswelt der hunderttürmigen goldenen Stadt Prag und seiner Umgebung. Auch er kommt von der angeborenen Lyrik nicht los, auch er schwärmt und träumt. Wieners Gedichtbuch „Das hat die liebe Liebe getan“ (1905 bei Bruns in Minden) knüpft unmittelbar ans Volkslied, an „Des Knaben Wunderhorn“ an. Tendenzen hat er keine, Masken trägt er nicht. Er benutzt die Feder zu keinem Kampf wie etwa sein Landsmann, der hochbegabte Stürmer und Dränger Max Brod. Im modernen Roman („Schloß Nornepygge“ 1908 und „Jüdinnen“ 1911), in der novellistischen Skizze („Ein tschechisches Dienstmädchen“) 1909 und in satirischen Gedichten („Tagebuch in Versen“ 1911, alles bei Axel Juncker in Charlottenburg), ja selbst als Übersetzer stellt dieser seinen Mann. Voll Wit und Ironie, reich an Weltkenntnis, geistprühend eigenartig. Im Gegensatz zu den bisher genannten Prager Dichtern ist Brod noch gar nicht abgeklärt, allem Epigonenhaften dabei spinnefeind, ein Denker und Poet zugleich, ein vielversprechender Schilderer unserer Kulturzustände in diesem Jahrhundert. Ihn bindet die Scholle nicht, und doch kehrt er immer wieder nach Prag zurück, geht er immer wieder von Prag aus, von seinem schmutzigen und verschämten Gäßchen mit den unverschämt naiven Menschen, die darin wohnen bis zum Riegerpark, bis nach Rusle. Sein „Tschechisches Dienstmädchen“ bedeutet in jeder Hinsicht ein prächtiges Seitenstück zur mährischen „Bozena“ der Freifrau von Ebner-Eschenbach. Mitunter erinnert Brod an den Galgenhumoristen Christian Morgenstern, vor allem sein „Tagebuch in Versen“ gehört zur ergötzlichen Poesie der Groteske.

Neben dem deutschjüdischen Element sind in der Prager Literatur der Gegenwart auch noch andere Kreise vertreten: der leichtlebige Galliertypus eines Paul Leppin, dem das Skizzenhafte zur zweiten Natur wird, der auch als Romanschriftsteller, als Novellist Kritiker bleibt, ein fröhlich die Geißel schwingender Rezensent des Lebens; die dem besten deutschen Bürgertum entsprossene Angehörige einer bekannten Gelehrtenfamilie Hedda Sauer, deren lyrisches Hauptwerk „Wenn es rote Rosen schneit“ (1904 bei Bellmann in Prag) den Geist der „veralteten“ Geibel und Saar in neuen blühenden Formen nicht veralten läßt, die uns eine Sammlung ihrer kräftigen Balladen und fein abgetönten Novellen in Buchform schon seit langem schuldet; und endlich die Vertreterin des böhmischen Hochadels Christiane Gräfin Thun-Salm, die stolz darauf ist, in der deutschen Literaturgeschichte ihres Landes eine Rolle zu spielen. Ihr schönes Buch „Der neue Hauslehrer und andere Novellen“ (1909 bei Fromme in Wien) hat von der tendenziösen Maché der ebenfalls österreichischen Gräfin Salburg nichts an

sich. Das Leben und Treiben auf den alten Schlössern daheim wird mit einer Frische und Anmut erzählt, die amüsiert ohne zu kränken oder gar zu verlegen. Dabei wird nirgends Süßholz gerauspelt. Die Künstlerin weiß, was sie sich selbst schuldet. Und wer zwischen den Zeilen zu lesen vermag, kann da und dort auch einen Hauch von Ironie verspüren, freilich nicht mehr. Die Erzählungen der Gräfin Thun-Salm verdienen, mehr als bisher, auch im Deutschen Reich gewürdigt zu werden. Wenn wir sie lesen, dann sind wir eigentlich schon auf dem Lande, in der Provinz.

Von den deutschböhmisches Provinzchriftstellern wäre eine ganze Reihe zu nennen. Erzählungen und Gedichte in der Mundart des Riesens- oder Erzgebirges, des Egerlands, des Böhmerwalds usw. sind in Menge vorhanden. Die Verfasser gehören zumeist dem Lehrerstand an. Auch ihr bekanntester Vertreter, der Böhmerwäldler Anton Schott, ist ursprünglich Lehrer gewesen. Aus den Schöpfungen dieses händereichen Autors hebe ich nur eine hervor, den autobiographischen Roman „*Notwebers Gabriel*“ (1910 bei Habbel in Regensburg), sein Bestes. Die Kraftfülle des böhmischen Urwaldes lebt in der Sprache und in den Charakteren des trefflichen, urwüchsig bodenständigen Schilderers auf. In jede deutsche Volksbücherei gehört, wenn irgend ein ländlicher Schriftsteller unserer Tage, Schott. Seine tapfere deutschnationale Gesinnung liebt keine Phrasen, um so tiefer rührt sie an unser Herz.

Der Karlsbader Erich Guido Kolbenheyer und der Warnsdorfer Hermann Wagner leben zwar nicht in der böhmischen Hauptstadt, aber sind Städter durch und durch. Sie lieben das Land, die Natur, die Freiheit der Wälder und Berge, allein der Künstler in ihnen, der Kulturmensch überwiegt. In dem wunderzarten, fast krankhaft sensiblen, an Novalis' Dasein und Dichten erinnernden Roman Wagners „*Das Lächeln Mariä*“ (1910 bei Axel Juncker in Charlottenburg), offenbart ein stimmungreicher, phantastiebegabter Meister das Innenleben zweier Seelen, denen der Alltag nichts nehmen und nichts geben kann. Kolbenheyers großangelegte epische Schöpfungen in ungebundener Rede lassen sich nicht mit ein paar Sätzen charakterisieren. Und ich gestehe, daß ich ihnen im Zusammenhang mit den vielen anderen hier erwähnten Werken am wenigsten gerecht werden kann, so turmhoch überragt schon sein Erstling, der Spinoza-Roman „*Amor Dei*“ (1908 bei Georg Müller in München), die zeitgenössische Literatur. Gelehrter und Künstler, Dichter und Mensch sind hier eins geworden. Spinoza und Rembrandt, orthodoxes Judentum und moderne Welt, die verschiedensten Bekenntnisse, Völker und Rassen spiegeln sich in dem grandiosen Zeitgemälde wieder. Plastische Massenszenen wechseln mit intimen Seelenbildern. Das erschütternde Ereignis wird von der lieblichsten Episode abgelöst. Und über all den Irrungen und Wirrungen, die in dem Amsterdamer Zauberkessel gären, waltet beschwörend die starke, ordnende Hand eines echten Gestalters, eines wahrhaften Dichters. Kolbenheyers zweiter Roman „*Meister Joachim Pausewang*“ (1910 bei Georg Müller in München) spielt im gleichen Zeitalter wie Handel-Mazzettis „*Arme Margret*“ und Schönherr's „*Glaube und*

Heimat“, aber unter anderen Menschen, in einem andern Land, in Schlesien. Warum wohl ist diesem tiefer angelegten Werk eines Mannes, der mit dem Luthertum nicht kollektiert, sondern von den Ahnen her es ererbt hat, der rauschende Erfolg der Genossen bisher versagt geblieben? Vielleicht übersieht es der Tag, weil die Ewigkeit darauf wartet. Die Sprache des Jakob Böhme und seiner Zeitgenossen, die geheimnisvolle Mystik jener gedankenschweren Ringer um des Lebens Licht und Brot, machen die Selbstbiographie Meister Pausewangs zu keiner leichten Lektüre. Wer sich aber in den Roman eingeleesen hat, liest ihn mit verhaltenem Atem bis zu Ende, um dann wieder von vorn zu beginnen. Kolbenhoyer bildet ein neues Glied in der Kette großer Erzähler seit Grimmselshausen, deren letztes Wilhelm Raabe gewesen ist. Wir dürfen auf seine kommenden Leistungen gespannt sein.

Kolbenhoyer verbringt einen Teil des Jahres in Wien, dort, wo auch andere deutschböhmishe Dichter eine Heimstatt gefunden haben. Ich nenne da bloß den religiösen Lyriker Franz Eichert, den Ästhetiker Richard v. Kralik, das Haupt der antimodernistischen katholischen Literatur, der sich in allen Dichtungsarten betätigt, den jungen Rudolf Haas, dessen Bildungsroman „Der Volksbeglückter“ (1910 bei Axel Juncker in Charlottenburg) den entgegengesetzten Ton anschlägt, Camill Hoffmann, dem wir ein reizendes Gedichtbuch „Die Wase“ (1911 ebenda) verdanken, Karl Ginzkey und Josef Gangl.

Ginzkeys Liederbuch „Das heimliche Läuten“ (1906 bei Staackmann in Leipzig) zeigt deutlich romantisches Gepräge. Nach der Feeninsel Avalun mit des Gralkönigs Artus heiligem Grab verlangt des Dichters Seele. Der Welt Weisheit sucht er nicht in Büchern, sondern in Gottes freier Natur. Eichendorffsche Klänge und Uhlandsche Motive begegnen uns. Wie ein schlichtes, scheues Waldmärchen aus der nordböhmishe Heimat der Ahnen blicken die rätseltiefen Augen dieses erfreulichen Poeten fragend in unser Herz, und wir stimmen ihm entschlossen zu trotz Stefan George und Hugo v. Hofmannsthal*) und Rainer Maria Rilke, der zwar aus Prag stammt, aber in Paris zum Unterschied von allen seinen Landsleuten seinen deutschböhmishe Charakter völlig verloren hat. Volkstümlichen Wendungen erweist sich Ginzkeys Sprache naturgemäß hold. Und wir würden auch ohne sein herrliches Gedicht auf Walter von der Vogelweide wissen, woher er sie hat. Ginzkeys Phantasie liebt humorvolle Einfälle. Auch das Volk kann ja ohne sie nicht leben. Konfus und verträumt, weise und kindisch zugleich kommt es uns vor. Und doch versteht es der Dichter, am rechten Ort ernst, tief ernst zu sein. Das soziale Ringen der Gegenwart rührt auch an seine Seele, und dann strömen männlich-stolze Lieder von seinen Lippen.

Der Böhmerwälder Gangl dagegen ist ausschließlich Erzähler. Wie Thomas Mann in seinen „Buddenbrocks“ den Verfall eines reichen norddeutschen Handels-

*) Über Hofmannsthal vgl. den Aufsatz „Neuwiener Schicksals- und Stimmungsdichtung“ in Heft 43 dieses Jahrgangs der Grenzboten. Die Schriftstg.

hauses schildert, so zeigt uns Gangls „Letzter Baum“ (1908 bei J. Habbel in Regensburg) den Niedergang einer altansässigen Familie im Böhmerwald. Aber dieser Niedergang ist nur scheinbar. Derjenige, dessen Erziehung und Entwicklung sich vor unseren Augen abspielt, bis der letzte Baum seines Vätererbes gefällt wird und er mit seiner Mutter in die Fremde zieht, kann nicht untergehen. Er hat die Welt erkannt und gelernt, sich an ihr zu erfreuen. Aus aller Not und allem Ungemach geht er seelisch geläutert hervor. An ihm erscheint nichts Falsches und Schwächliches, er gehört zu den stillen „Helden des Alltags“, zu denen, die nicht umzubringen sind. Es geht in dem Buch oft recht lebhaft und leidenschaftlich zu, dennoch ist es im Grunde eine ruhige feine Dichtung für nachdenkliche und gemüts warme Leser. Die Schwäche des Werkes beruht in seinem Schluß. Aber diese Schwäche ist recht liebenswürdig. Wir suchen nach der Fortsetzung. „Und sie liebten sich doch“ heißt Gangls folgendes Buch (1909 bei J. Habbel in Regensburg), eine Sammlung von Böhmerwaldgeschichten, die der Dichter viel früher als den „Letzten Baum“ niedergeschrieben hat, die meisten, als er noch „in der Wildnis lebte, wo ihm selten ein Tisch, meist nur ein Stein oder der Rücken eines Stieres als Schreibunterlage gedient“. Was für prächtige Blumen hat er aber da tief in seinem heimischen Wald aufgelesen! Gleich die Titelnovelle bezaubert uns durch ihren tiefen Stimmungsgehalt. Keine süße Liebesgeschichte, deren fader Geschmack einem das Weiterlesen verleiden könnte, sondern ein herbes Ehestandsbild, Bauernhumor, ehrlicher, kräftiger, deutscher und deshalb wahrhafter Realismus! Den üblen „Erddgeruch der Scholle“, den wir schon alle nachgerade satt haben, das gequälte Spielen mit der Mundart, naturalistische Übertreibungen finden wir bei Gangl nicht. Zwanzig Geschichten enthält die Sammlung, aber noch viel mehr Menschenporträts und Anregungen für Geist und Gemüt. Dem Pfarrherrn, dem Lehrer und jedem, der mit dem Volk umgeht, ist die eine oder andere ähnliche Gestalt im Leben längst begegnet. Mit der festen, sicheren Hand eines im wirklichen Kampf ums Dasein geläuterten Künstlers hat sie Gangl festgehalten. Seine seither entstandenen großen Romane sind in Buchform noch nicht erschienen.

In Dresden lebt der Deutschböhme J. J. Horschick wie der Held seines Künstlerromans „Johannes Lister“ (1908 bei Amelang in Leipzig). Allein Lister hört nicht ohne Grund den Gilzug nach Böhmen faulen, denn in ihm verkörpert sich mehr als ein Stück vom innersten Wesen seines Dichters. Horschicks Herzblut schlägt für die alte Heimat. Lister ist Künstler, ist Dichter, ist der moderne Mensch mit aller Sehnsucht der Gegenwart. Er liebt die Bibel und Hölderlin und Giorgione, „das Stille und Feine, das Vibrierende und die leidenschaftslose besonnene Kraft“. Er hat eine komplizierte Seele, eine kritische, eine vorwärtsdrängende, voll ungewöhnlicher Pläne, ähnlich wie Maler Nolten und Niels Lyhne. Eine Gesellschaft von Männern und Frauen umgibt ihn, ein Kreis von Künstlern und Kunstfreunden und schönen Menschen. Alle sind Kinder der Natur und lieben sie mit geradezu pantheistischer Inbrunst.

Der hl. Franz von Assisi könnte nicht schöner schwärmen und schwelgen. Lister weiß oft nicht mehr, was Traum und Wirklichkeit ist, so tief versenkt er sich in das Leben der Natur. Seine andere Liebe aber heißt Elisabeth. Die Menschwerdung beider im höheren Sinn bildet den Inhalt des köstlichen Buches: Eine wunderbar innige Naturanschauung, Fühlich und Schwind vergleichbar, eine berauschte Sprache voll offianischer Gewalt, ein Hymnus auf Leben, Liebe und Schönheit! Ein anderes Werk, Horschids Novellen und Stizzen „Reif im Frühling“ (1907 bei Amelang in Leipzig), beweist eben so sehr den eigentlich lyrischen Charakter unseres Dichters, der mit romantischen „Liedern des Wanderers“ im Sinne Hardenbergs begonnen hat. Sein Stoff ist immer nur das Psychische, aber dessen Umkreis kennt ja keine Grenzen. Dunkel und schwerfällig erscheint uns manchmal sein Stil. Dann aber leuchtet wieder wie ein blendender Blitz die überraschendste Klarheit im Ausdruck aus dem phantastischen Labyrinth seiner Sprache hervor. Novalis hat ähnlich geschrieben, Musik in Worte gegossen. Man muß Horschid laut lesen, wenn man ihn genießen will. Er ist ein Tonkünstler der deutschen Sprache. In den Novellen ist einigemal von Prag und von Böhmen die Rede. Eine Schilderung der heimischen Landschaft wird uns darin nicht gegeben, obwohl viele eingestreute Naturbilder beseelt und voll Farbensglut Horschids Stimmungen erfüllen. Aber die eigenartige Seele des alten Prag, die schwärmerische Melancholie, die aus Steinen und hängenden Gärten, vom stolzen Grabstein, vom flüderumbuschten Laurenziberg und aus der langsam leise rauschenden Moldau zu jedem flüstert, der diese Sprache versteht, also Heimatkultur der Seele lebt und webt in dem Neuromantiker Horschid. In der Novelle „Wenn die Blätter fallen“ vernehmen wir den vollen Nachhall jener wehmütig schönen Empfindung. Und wie Raabes „Alter Proteus“ etwa ein wunderlicher Kauz ist mit seinen Schnurren und Märchen, die der selige Jean Paul nicht herrlicher hätte träumen können, ebenso freundlich und liebenswürdig weist uns Horschids pensionierter Waldbeger Wunibald Strumpel irgendwo im Deutschböhmisches den märchenhaften „Weg zum Prinzen Igilo“. Aber Horschid vermag auch den sozialen Masseninstinkt der Gegenwart zu begreifen. Er ist kein bloßer Träumer. „Morgen werden sie fliegen“, schreibt er als Titel über eine andere Novelle. Und er meint damit die Arbeiter, die Arbeiter des Geistes nicht minder als die Tagwerker der allmächtigen Industrie. Und dann wird er wieder ganz altmodisch. „Malvi“, dem getreuen Hund, widmet er eine Geschichte. Darin kommt kein modernes Problem zur Austragung. Die Liebe zur Tierwelt ist alt, uralte, aber darum auch ewig neu. „Malvi“ bedeutet eine Perle der ganzen Sammlung. Stimmungen und Gestalten aus Stifters „Mappe meines Urgroßvaters“ tauchen wieder auf. Die tiefe Wirkung der dramatisch knappen Sprache erinnert an dessen „Bergkristall“.

Von den deutschböhmisches Schriftstellern außerhalb Böhmens verdienen viele an dieser Stelle charakterisiert zu werden: Anton Dorn, Viktor Sadwiger,

Grete Meißel-Heß, Auguste Hauschner u. a. Nur eines jungen Landsmanns sei noch gedacht, des Komotauers Victor Fleischer in Berlin, der unter dem jüngsten literarischen Nachwuchs neben Kolbenheyer das Meiste verspricht. Seine Erzählung „Die Handschrift des Bruders Engelbert“ (1909 bei Axel Juncker in Charlottenburg) hat lyrische Einzelschönheiten aufzuweisen, verrät jedoch durchaus nicht Eigenart, eher noch die anspruchslose Geschichte aus dem Erzgebirge „Das Steinmehendorf“ (1906 Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart). Um so mehr überrascht Fleischers jüngstes Werk, der Erziehungs- und Kulturroman „Wendelin und das Dorf“ (1911 bei Meyer und Jessen in Berlin). Er spielt teilweise in der Heimat des Verfassers, teilweise in Wien. Die großen politischen, konfessionellen und Rassegegensätze, der Kampf zwischen Dorf und Stadt, zwischen Gemein Sinn und Egoismus, das Um und Auf unseres Zeitalters verdichtet Fleischer zu einem Charaktergemälde der Gegenwart, schlicht und einfach in Anlage und Ausführung, freilich dadurch erst recht packend. Der heiße Boden des deutschböhmisches Erdenwinkels, in dem der Dichter daheim ist, dampft förmlich unter dem Streit der Parteien, aus dem Wendelin hervorgeht, besiegt, verkannt, vertrieben, allein ungebrochen, sich selbst getreu, der Beste seiner Gemeinde. (Vgl. auch die Besprechung dieses Buches in Heft 29, Jahrgang 1911 der Grenzboten.)

Das deutschböhmisches Schrifttum hat seit etwa einem Jahrzehnt entschieden einen mächtigen Aufschwung genommen. Die hartbedrängten Deutschen des Landes sind eben zur Überzeugung gekommen, daß sie zwar politisch zurückgedrängt werden können, nicht aber kulturell. Als Seitenstück zur tschechischen „Akademie der Wissenschaften“ ist ebenfalls in Prag die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“ entstanden. Ihre Zeitschrift, die soeben im elften Jahrgang stehende „Deutsche Arbeit“, ursprünglich von Professor Adolf Hauffen, später von Professor August Sauer geleitet, sammelt alle Denker, Dichter und Künstler Deutschböhmens um ihre stolze Standarte. Der geschäftsführende Schriftleiter Ferd. Matras, ein Nefte des berühmten Komikers, ist selbst Dichter. Sein Stück „Die Studentenschwester“ (1909 bei Bellmann in Prag), aus den Märztagen des blutigen Jahres 1848, ist ein echtes Volkschauspiel.

Mögen die Würfel über Böhmen fallen so oder so! Ein Stamm, der geistig in der ersten Reihe der europäischen Kulturpioniere steht, seit Jahrhunderten und heute erst recht, ein solcher Stamm kann nicht untergehen.

